Urlaub : eine Alltagsgeschichte

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **33 (1965)**

Heft 5

PDF erstellt am: **08.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-569004

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

URLAUB

Eine Alltagsgeschichte von JOACHIM

Die Urlaubszeit war herangerückt. Ich kann nicht behaupten, dass ich mich besonders darauf freute. Der Zeitpunkt behagte mir nicht, aber er liess sich nicht ändern. Ein Feriengefährte hatte sich auch nicht gefunden, was sich aber diesmal verschmerzen liess. Ich war ziemlich überarbeitet, und das Verlangen nach Ruhe und Alleinsein war gross. Der rechte Schwung und die erregende Freudigkeit, die im allgemeinen unseren Ferien voranzugehen pflegen, wollte sich nicht einstellen. Zudem war eine Misstimmung mit Enrico eingetreten, die während der letzten Wochen merklich auf mir lastete und nicht wenig zu meiner Unlust beitrug. —

Am Montag Vormittag sollte mein Zug gehen. Als ich am letzten Sonntagnachmittag gemächlich beim Packen war und überlegte, was mitzunehmen und was fortzulassen war, klingelte es zweimal. Das bedeutete «Gut Freund», aber wer mochte das sein? Zaghaft öffnete ich. Da stand mein Freund Wichtel, der weit oben in Norddeutschland, fast an der See, beschäftigt ist, vor mir. Den Namen Wichtel hatte er von mir bekommen, weil er sehr klein ist und in seinem Wesen ein Gemisch von Pfiffigkeit und Klugheit hat, das an die Wichtelmänner in den Märchen erinnert.

Dieser Wichtel liebt es, von Zeit zu Zeit seine Arbeit zu unterbrechen und für ein paar Tage «blau zu machen». Dann setzt er sich aufs Rad und besucht einen seiner Freunde, deren er in jeder Ecke Deutschlands einen wohnen hat. Wenn er sich dann dort ausgetobt hat, kehrt er gesättigt an Leib und Seele wieder zu seiner Arbeitsstelle zurück. Das ist zwar keine sehr fromme, aber dafür eine wirklichkeitsnahe Lebensauffassung.

Dieser unerwartete Besuch brachte nun wirklich noch Freude in meinen tristen Aufbruch. Von der Nacht blieb nicht mehr viel übrig, um noch die Augen zu schliessen. In aller Eile warf ich am Morgen meine Sachen in den Koffer und erreichte den Zug mit knapper Not. Aber ich war wenigstens vergnügt und pfiff mir ein Lied. — Danke Wichtel, das war ein grossartiger Einfall von Dir. —

Mein Ziel war ein kleiner Kurort in Süddeutschland, von dessen Brunnen und Bädern ich mir Besserung eines lästigen Magenleidens versprach. Abenteuer von erregender Art waren wohl nicht zu erwarten. Was könnte sich dort schon tun in diesem kleinen Städtchen, dessen Besucher noch dazu alle mehr oder weniger irgendeinen körperlichen Schaden hatten und auch meist älter waren. Solcherlei Gedanken schlug ich mir also aus dem Kopf und gab mich ganz den schönen Eindrücken hin, die mir eine liebliche, in frischer Frühlingsblüte stehende Landschaft bot.

Einer glücklichen Fügung verdanke ich viel in meinem Leben. Sie lässt mich immer gerade das Richtige finden, wenn ich ihrer bedarf. So hatte ich denn auch mit meiner Unterkunft einen Platz gewählt, der ganz meinen Wünschen und Vorstellungen entsprach. Das Hotel lag ausserhalb des Ortes und des Betriebes auf einer leichten Anhöhe, inmitten von Wiesen, Feldern und blühenden Bäumen. Hinter dem Haus schloss sich ein Laubwald an. Von der Terrasse hatte man einen weiten Blick ins Land mit seinen sanft geschwungenen Linien eines mittleren Gebirges.

Die Hotelgäste hatte ich am ersten Abend von meinem Tisch aus schnell ge-

mustert. Sie waren nicht beunruhigend und konnten sicher sein, auch von mir nicht beunruhigt zu werden. Sie boten aber in der Folge bei den täglichen Mahlzeiten reichlich Gelegenheit zu spassigen Beobachtungen menschlichen Wesens, seiner Eitelkeit und seines Geltungsdranges. Was sonst im Hause kreuchte und fleuchte, beachtete ich nicht. Ich war mit Blindheit geschlagen. Acht Tage war es jedenfalls so.

Morgens und nachmittags hatte man im Kurpark auf und ab zu wandeln und Brunnen zu trinken, indessen eine kleine Kapelle Musik machte. Auch dabei kann man beim Beobachten viel Spass haben. Eines Tages stand ein Jüngling neben mir, gleichfalls das Glas in der Hand haltend und langsam das salzige Wasser trinkend. Wir kamen ins Gespräch und trafen uns ein paar Tage lang regelmässig, ja, unternahmen sogar einen gemeinsamen Ausflug zu einer Sehenswürdigkeit der Umgebung. Er war neunzehn Jahre alt, dünn und fad. Ein blasser Bürojüngling, der irgendwo bei einer Stadtverwaltung sass und mir stolz erklärte, dass er pensionsberechtigt wäre. Ein netter, harmloser Knabe. Aber da wollte ich denn doch lieber allein sein, und änderte fortan meine Brunnenzeit, so dass wir uns aus den Augen verloren.

Eine Woche meines ruhigen und beschaulichen Daseins war schon vorbei. Ich hatte viel geschlafen und damit Versäumtes nachgeholt. Die Erholung war merklich. Als ich eines Morgens vom Brunnentrinken zurückkehrte und gemächlich die Landstrasse zum Hotel daherschlenderte, hielt plötzlich ein junger Radfahrer neben mir an. Er bot mir mit strahlendem Gesicht einen Guten Morgen und sagte: «Sie stellen ja gar nicht die Schuhe zum Putzen vor Ihre Tür. Ich bin doch der Hausbursch vom Hotel. Also vergessen's nicht!» Und schon hatte er seinem Rade wieder Schwung gegeben, trat kräftig die Pedale und war verschwunden.

Schau, schau, was für ein netter Bursche! Wie hell hatten seine Augen gestrahlt! Herbe Jugendkraft ging von ihm aus. Von nun ab fiel mir auf, dass ich immer, wenn ich aus dem Haus trat, diesem Burschen begegnete. Mir schien auch, dass er solche Begegnungen suchte und sie geschickt einzurichten wusste. Nun verging kein Tag ohne ihn zu sehen. Morgens, wenn ich zum Brunnen ging, passte er mir ab, schon mit Gartenarbeit beschäftigt. Das buntgewürfelte Hemd liess ihm Brust und Hals frei, die Aermel, aufgerollt, zeigten zwei sonngebräunte, sehnige Arme, die sich auf das Gartengerät stützten, während er mir seinen munteren Morgengruss zurief.

Dann eines Abends, ich kehrte gerade von einem kurzen Gang nach der Mahlzeit zurück, stand er wieder wie aus dem Boden gewachsen neben mir. Er hätte einige Fragen an mich. Ob ich ihm, da ich doch sicher mit Büchern Umgang hätte, nicht bei Nachforschungen über seine Familie behilflich sein könne. Und er erzählte mir ein Stück Familiengeschichte und Familienschicksal, von verlorenem Bauernbesitz, von kriegzerfetzter Jugend, von Vertriebenheit, Elend und Flucht. Aufrichtigkeit und Zutrauen sprachen aus dem gut geschnittenen Gesicht. Eine offene Stirn wölbte sich über der kräftigen Linie der Augenbrauen, unter denen tiefliegend die klaren, blauen Augen lebhaft hervorblickten. Das Haar von dunklem Blond lag in natürlichen Wellen anmutig und voll um den Kopf.

Wieder ein paar Tage später trat Werner mit einem neuen Anliegen an mich heran. Ob wir nicht am nächsten Abend gemeinsam ins Kino gehen wollten? Karten hätte er schon besorgt. Also gingen «wir» ins Kino. Wir trafen uns auf dem Wege, etwas abseits vom Hotel, denn wir legten ja keinen Wert darauf,

andere an unserer Freude teilnehmen zu lassen. Werner hatte seine bessere Kluft angelegt und sah nun aus wie viele andere von den Kurgästen, bis auf den schönen Kopf, der ihn immer noch bemerkenswerter machte. Aber in seiner blauleinenen Arbeitshose mit dem offenen Hemd war er entschieden doch noch «anziehender», wenngleich er in seiner bürgerlichen Kleidung durchaus «angezogen» war.

Auf dem Heimweg überraschte uns ein ganz feiner Sprühregen, der sich wie Nebel auf die Kleider legte. Trotzdem freuten wir uns des gemeinsamen Daherschreitens und eilten uns nicht. Die Kleider würden schon wieder trocken, viele solcher Stunden uns aber nicht mehr gewährt werden. Mein Urlaub neigte sich ja schon sehr dem Ende zu.

Ich hatte meinen Arm um Werners Schulter gelegt, indessen er mir von seinem Leben erzählte. Der Fünfundzwanzigjährige war nicht geschont worden. Dahin und dorthin war er verschlagen worden, bis er vor einem Jahr hier in dem kleinen Kurort hängen blieb. Aus seinen Worten klang die Einsamkeit eines Menschen, der das Du sucht, sich nach innerlicher Gemeinschaft, nach Wärme und Anlehnung, nach Aussprache und Liebe sehnt.

Nun schien mir der Moment gekommen, ihm meinerseits von der grossen Kameradschaft zu berichten, die Landschaft und Städte umfasst, vor keinen Grenzen Halt macht, Berge und Meere überbrückt und auch mit einer Zeitschrift den Weg zum erhofften Du zu ebnen versucht und es auch manchmal vermag. Er hatte nie davon gehört.

Werners Zimmer lag im Souterrain, meines im Erdgeschoss genau darüber. Nur eine kleine Treppe trennte uns voneinander. Nur zehn, sogar teppichbelegte Stufen, aber sie trennten uns wie ein Meer. Das Haus war ein Neubau der letzten Jahre, sehr komfortabel zwar, jedoch wie die meisten Bauten nicht auf Schalldämpfung bedacht. Man hört in solchen Häusern, wenn sich der Zimmernachbar die Zähne putzt, ganz davon zu schweigen, «wie er räuspert und wie er spuckt». Ausserdem lag das Zimmer der Wirtin ausgerechnet am Zugang zum Treppchen. Wir mussten uns also hier nach unserer Rückkehr verabschieden. Zufällig war mir an diesem Tag das Heft vom «Kreis» an meine Ferienadresse zugegangen, das ich Werner zur Nachtlektüre noch zusteckte.

Am nächsten Morgen bei der Begrüssung äusserte er sich gleich lebhaft über das schöne Osterheft. Dass es so etwas gab, dass so etwas zu lesen und anzuschauen war, bewegte ihn sehr. Bei dem deutschen Teil machten ihm manche Begriffe und Fremdworte Schwierigkeiten, die er bald erklärt wissen wollte. Zum Abend verabredeten wir uns bei einer Bank, nicht weit entfernt an einem stillen Hohlweg im nahen Laubwald gelegen.

Kurz nach der Abendmahlzeit machte ich mich auf den Weg. Es war noch viel zu früh, denn vor neun Uhr würde sich Werner nicht freimachen können. Aber der Platz unserer Verabredung lag so idyllisch, dass es ein Genuss war, dort zu verweilen. Man hatte einen umfassenden Blick in das Land. Rechts, tiefer liegend in einer Mulde eingebettet, lag der Kurort. Links in der Ferne war ein Dorf sichtbar, dessen Kirchturm in den abendlichen Horizont hineinragte. Vor der Bank senkte sich das Land, sanft in ein schmales Tal übergehend, um auf der gegenüberliegenden Seite wieder anzusteigen, auf deren Höhe sich eine Burgruine dunkel abhob. Von Zeit zu Zeit pfiff durch das Tal ein Zug, dessen Schlangenlinie sich durch den weiss aufsteigenden Dampf weithin verfolgen liess. Allmählich glitzerten da und dort immer mehr Lichter auf. Ein leiser Wind strich über die Felder. Mir fiel das Lied eines deutschen Dichters

ein, das ich vor mich hinsummte. « . . am Himmel steht der erste Stern, neigt die Nacht die blaue Stirne tiefer herab . . .».

Fern war aller Lärm, alles Getriebe. Fast unwahrscheinlich rührt uns ein solcher Friede an, so sehr sind wir aus den Städten schon dem Unfrieden verhaftet. In mir zogen die Gedanken, kamen und gingen. Wie seltsam ist doch dieses Leben, schwankend zwischen Lust und Schmerz, gequält von Zweifeln und Verzweiflungen, jauchzend dann wieder von Freude und Glück. Ja, es ist gut so, wie es ist, auch wenn wir uns dagegen stemmen. Vielleicht — nein, sicher — haben wir es mit unserer Liebe schwerer als andere; vielleicht sind wir aber gerade deshalb beglückter.

Es war schon dunkel geworden, als ich schnelle Schritte den Hohlweg entlang kommen hörte. Zwei Arme legten sich um mich, und mein Mund wurde von einem anderen verschlossen. —

In zwei Tagen hiess es Abschied nehmen. So blieb nur noch ein Abend, den ich mit Werner verleben konnte. Das Meer, die kleine Treppe, die unsere Zimmer trennte, musste überwunden werden. Es gab mancherlei Kopfzerbrechen. Jeder von uns sah den letzten gemeinsamen Stunden mit aufgeregter Spannung entgegen. Die Gefahr, in der wir leben, drückt uns oft nieder. Aber gehört sie nicht zu uns? Ist sie nicht ein Bestandteil unserer Leidenschaft?

Ein glücklicher Zufall wollte es, dass an jenem Abend im Hotel eine Tanzveranstaltung stattfand. Alles rüstete sich für diese Unterhaltung und war darauf eingestellt. Ich hörte mir den ersten Teil der Tanzmusik an, dann verschwand ich. Kein Mensch war auf den Gängen. Still lag die kleine, gefährliche Treppe, die zu Werners Zimmer führte. Entfernt kamen einzelne Takte der Musik herübergeweht. In den Gesellschaftsräumen wurde getanzt. Die Menschen hatten ihre Freude und waren hoffentlich glücklich. Jedenfalls waren es wir in dem kleinen Zimmer im Souterrain. «Küss meinen Mund und dann vergiss, vergiss das bittre Leben». —

Tags darauf am Nachmittag ging mein Zug. Bei der Verabschiedung meinte der Hotelier und auch der Arzt bei der letzten Visite, die Kur habe doch prächtig bei mir gewirkt. Wahrlich, sie hatte wieder einen neuen Menschen aus mir gemacht. Das konnte ich nur lächelnd bestätigen.

Werner brachte mich an die Bahn. Die Heiterkeit und Beschwingtheit, die die vorangegangenen Tage ausgezeichnet hatten, lagen auch über dieser Stunde. Trotzdem fiel der Abschied schwer. Der Abschied von diesen schnell vergangenen Wochen, von der Landschaft, von dem Jungen . . .

«Ich wäre so gern noch geblieben,
aber der Wagen, der rollt.» —

Eben kommt ein Brief von Werner, einfache Worte der Zuneigung, unbeholfen, aber ungemein liebenswert. Er möchte seinen Urlaub bei mir in der Stadt verbringen. Sei's drum: mit Enrico ist es sowieso zu Ende. Die Entfremdung ist zu gross geworden. Und so werden Werner und ich auch hier allzunahen Treppen und neugierigen Wirtinnen auf leisen Sohlen begegnen können. Für wie lange? Gerhart Hauptmann sagt in einem seiner hintergründigen Stücke: «So lange es dauert auf dieser Welt.»

Wir wollen es auch so halten. —